

Literatur des Ostens.

1. Laotse, Tao-Teh-King. Vom Geist und seiner Tugend. Übertragen von H. Fredemann. H. 8° (X u. 102 S.) München 1920, E. F. Beck. Pappband M 8.—; auf Japanpapier M 12.—
2. Fjodor Dostojewskij, Das politische Gedicht. Mit einem Anhang aus dem „Tagebuch eines Schriftstellers“. Deutsch von Alexander Eliassberg. 8° (42 S.) München 1920, Drei Masken-Verlag. M 5.—
3. Wladimir Solowjew, Die nationale Frage im Lichte der Sittlichkeit. Der Sinn des Krieges. Deutsch von Karl Nöbel. H. 8° (112 S.) München 1920, Drei Masken-Verlag. M 10.—

1. Eine neue Übertragung von Laotse's Tao-Teh-King. H. Fredemann wollte vor allem dem dichterischen Element des chinesischen Weisheitsbuches gerecht werden. Einige kleine, sprachliche Verflöße abgerechnet, lesen sich auch Laotse's Sprüche wie deutsche Gedankenlyrik, ohne daß jedoch der Eindruck von etwas Fremdartigem geopfert ist. Die seltenen bildlichen Wendungen lassen einen Blick in ferne Kultur tun; der Rhythmus ist psalmenartig, statt des Parallelismus aber erscheinen Reime als Bindemittel. Ruhevoller Verzicht auf bunte Farben, laute Töne und geschäftigen Wortreichtum spiegeln das gelassene Gemüt des Dichterphilosophen wider.

Es soll keine wortgetreue Übersetzung geboten werden, sondern eine deutsche Nachbildung, die das Einzelne aus dem Geist des Ganzen heraus faßt. Zum Verständnis Laotse's sei eine innere Verwandtschaft, eine Ähnlichkeit des geistigen Erlebens erfordert. In einem Nachwort wird der Versuch gemacht, dem Leser zu diesem inneren Erlebnis zu verhelfen. Wer erst Laotse's Lehrgebichte liest, dann das Nachwort, um dann ein zweites Mal zu den Gedichten zurückzukehren, wird sich überraschender Ausbeute erfreuen.

Laotse, „der ehrwürdige Lehrer“, um 600 vor Christus geboren, war ein älterer Zeitgenosse Konfutses. Im Gegensatz zu diesem, der einen äußerlichen, rationalistischen Moralismus und Ritualismus vertrat, war Laotse auf mystische Weltabkehr und Beschaulichkeit gerichtet. Der Inbegriff seiner Lehre findet sich im Tao-Teh-King, im Buche (King) vom Tao und der Tugend (Teh). „Dies Buch, das an Umfang das Markusevangelium nicht übertrifft, ist die merkwürdigste und schönste Erscheinung der chinesischen Religionsgeschichte“, urteilt Nathan Söderblom (Kompendium der Religionsgeschichte, 5. Aufl. 531).

Das Buch war von Anfang an in zwei Abschnitte geteilt, die Unterabteilungen sind späteren Ursprungs und schon ein Stück Auslegung. Der erste Abschnitt handelt vom Tao. Tao ist der Grundbegriff der chinesischen Religion und Sittenlehre seit der ältesten Zeit; uns fehlt ein ganz entsprechendes Wort. Der Verfasser trägt die bisher gebotenen Übersetzungen im Nachwort zusammen: Weg (als Methode), Vernunft, Wort (in der Bedeutungsfülle von Logos), Sinn, Natur. Alle genügen ihm nicht; er entscheidet sich für Geist und hebt den symbolischen Charakter des Wortes durch große Buchstaben hervor. Aber auch das Wort Geist führt auf falsche Spur.

Tao ist ein Wesen, unbegreiflich, vollkommen; er ist, ehe denn Himmel und Erde war, still und gehaltlos, unwandelbar und in Einsamkeit stehend. Namenlos, unsagbar ist er; alle Bilder sind in ihm, alle Dinge sind in ihm; unergründlich und dunkel ist er, der Kern des Seins ist in ihm. Wir schauen nach ihm und sehen ihn nicht: er ist der Unerkennbare. Wir hören nach ihm und hören ihn nicht: er ist der Unernehmbare. Wir greifen nach ihm und fassen ihn nicht: er ist der Unsaßbare. Erst wenn er schafft, kann man Tao Namen geben; durch die Namen erst wird man der Dinge Grenzen gewahr. Tao ward ja der Welt Mutter, er ist das Ewig-Mütterliche, er ist das Ewig-Werdende, Mühelos-Gebärende. Tao wirkt weiter in der Welt; im Selbst wirkt Tao — Tugend echter Art, in der Familie — daß sie der Tugend Fülle hat, in der Gemeinde — als das, was Dauer schafft, im Volke wirkt er blühende Kraft, in der Welt als das Eine, das alles erhält. „Woher weiß ich, daß aller Dinge Anfang also ist? Durch ihn selbst, den Tao.“ Er ist auch Ziel aller Dinge, dem Strome gleich und dem Meer, soll er aller Wasser unendliches Ziel werden. — Und das Verhältnis des Tao zu Gott? „Tao ist leer, doch uner schöp flich in seinem Wirken. Abgründig, o wie gleicht er dem Urvater aller Wesen. Er ist still wie ein Ewiges. Ich weiß nicht, wessen Sohn er ist. Dem Herrn selbst scheint er voranzugehen.“ — Sollte Tao nicht das ewige Gesetz sein, das alles durchherrscht, dem selbst Gott zu unterstehen scheint? Das also vor Gott schon da zu sein scheint und doch wieder nicht das Allererste sein kann, sondern von einem Wesenhafteren stammen muß. Ist die Lösung nicht etwa die: Gott ist durch sich selbst Sein und Sinn, Wesen und Weg. Für unsere Auffassung aber geht das Dasein dem Denken voraus, in seinem unendlichen Wesen schaut Gott das Gesetz alles Seins.

Die Tugend (Teh) ist für Lao tse weniger Pflichterfüllung als Ausstrahlung des Tao, seiner Macht und Kraft. Sie ist Erhebung zum Unsichtbaren, Geistigen, zu Taos Einfachheit, Reinheit und Ruhe. Sie ist Abkehr von der Sinnenwelt. „Die fünf Farben machen des Menschen Auge blind. Die fünf Töne machen des Menschen Ohr taub. Die fünf Würzen machen des Menschen Zunge stumpf. Drum folgt der Heilige nicht den Sinnen, sondern der Seele.“ Die Tugend ist demüthig selbstlos. Der Heilige stellt sein Selbst hinten, er gibt auf sein Selbst, und siehe, es wird bewahrt. Der Heilige ist gütig und langmüthig: er ist allzeit ein guter Helfer der Menschen, er gibt keinen Menschen verloren. Zu den Guten ist er gut, zu den Bösen ist er auch gut; denn Tugend ist Güte.

Eine eigentümliche Stelle in Lao tses Tugendlehre nimmt das Wu-Wai, das Nicht-Tun ein. Man hat es im Sinn von quietistischer Passivität gedeutet. So Söderblom, der aber mit Recht eine Verwandtschaft mit der Nirwana-Lehre leugnet. Besser sah wohl Fredemann, der in der negativen Formel einen positiven Gehalt findet. Der positive Sinn des Wu-Wai ist Tätigkeit in religiöser Gelassenheit, eine Wirksamkeit, die fern von Willensdurst nach sich im Einklang weiß mit dem ewigen Gesetz, die nicht eigenmächtig die angeborene Natur

der Dinge vergewaltigt. Oft spricht Laotse vom Tun durch Nichttun, einem Wirken, das fern ist von hastender Vielgeschäftigkeit, das der Stille der Seele entspringt. Auch zu viel Reflexion, Selbstbespiegelung ist gegen diese Gelassenheit, die in naiver, unbefangener Spontaneität wirkt. Im Wasser sieht Laotse ein Bild dieses gelassenen Wirkens. Es ist nichts Weicheres, Schwächeres als das Wasser auf Erden zu finden. Und doch ist es das Mächtigste, Starres und Starres zu überwinden, wandelnd — unwandelbar. „Dein Tun sei ein Nicht-Tun, deine Müß' ein Sich-nicht-mühen, dein Genuß ein Nicht-Genießen. Sieh das Große im Kleinen und das Viele im Einen. Nur wer des Genügens Genüge kennt, hat ewig genug.“

Unbegreiflich muß scheinen, wie Fredemann, der so feine Bemerkungen über das Wu-Wai macht, dasselbe als identisch mit Luthers Lehre von der Rechtfertigung ohne Werke durch den Glauben allein ansehen kann. Wer findet bei dem heißblütigen Reformator etwas von asketischer Weltabkehr und mystischer Gleichmütigkeit allem Endlichen gegenüber? Eher kann man einen Anklang an die „Gelassenheit“ der katholischen Mystiker hören.

Auch das Staatsideal Laotse's ist von seinem Tugendbegriff bestimmt. Klein und anspruchslos soll der Staat sein, einfach und arm an materieller Kultur, frei von gierigem Hezen nach Besitz, Gewinn und Lust, sogar unbefehwert von nebensächlichem Wissen, dafür in ruhevolem Genuß seelischer Güter. Frei auch von vielen Gesezen; das Volk soll kaum merken, daß Herrscher da sind, es soll fühlen: Wir bleiben ganz wir selbst. Der Krieg aber ist ihm ein Greuel; selbst die schönsten Waffen sind Unglückswerkzeuge. Nur wenn er muß, gebraucht der Weise sie; denn Ruhe und Frieden sind ihm das Höchste. Er siegt, doch freut er sich dessen nicht. Denn wie du tußt, so wird dir vergolten werden, und auf große Kriege folgen Hungerjahre.

2. Das einzige erhaltene Gedicht Dostojewski's ist im Mai 1854 entstanden, als Frankreich und England der bedrängten Türkei zu Hilfe kamen. Die Tagebuchaufzeichnungen stammen aus dem Frühjahr 1877, als Rußland zur Unterstützung des serbischen Freiheitskampfes die Waffen gegen die Türkei ergriff.

Harte Worte bekommen die Bundesgenossen des Halbmonds zu hören. Frankreich hat seinen Glauben verloren, England vergiftet ein bedrücktes Volk mit Opium, beide spielen eine Judasrolle, verkaufen Christus von neuem zur Marter. Im rechtgläubigen Rußland leidet ja der Gottmensch. Rußland, das riesengroße, leiderprobt, das Asien und den Orient zu neuem Leben wecken soll, das treugläubige, das nur Gott im Sinn hat, muß siegen.

„Hier Herr und Gideon!... Deine Stunde, Gott der Rache, schlägt. Trompetenschall! In Herrlichkeit und Glanz schwebt Rußlands Doppeladler gen Byzanz.“

Rußland erlitt die Niederlage von Sebastopol und mußte sich zu einem demütigenden Frieden bequemen.

Und gleichwohl: „Konstantinopel muß früher oder später uns gehören.“ Das ist das Thema der Tagebuchblätter. Warum? Weil Rußland der Führer

und Beschützer der Rechtgläubigkeit ist; dazu hat Zar Iwan III. es bestimmt, da er den byzantinischen Doppeladler über das alte russische Wappen setzte. Der Zar, dessen wichtigstes Attribut für das Volk „der Rechtgläubige“ ist, soll Befreier des orthodoxen Christentums von muselmännischer Barbarei und der westlichen Kezerei sein. Der „franke Mann“ — das Wort ist von Nikolaus I. in einem Gespräch mit dem englischen Botschafter geprägt — ist bereits (1877!) am Verwesen. Dann aber muß Konstantinopel an Rußland fallen, Rußland darf nicht auf den entscheidenden Einfluß auf die Geschichte des Orients verzichten, sonst ist es um den Kirchenfrieden auf dem Balkan und im Osten auf Jahrhunderte geschehen. Konstantinopel kann nicht internationalisiert werden, sonst sind politisch die Engländer, religiös die Griechen die Herren. Die Engländer aber würden die orthodoxen Nationen gegen Rußland aufheben, die Griechen den Slawen mit Geringschätzung begegnen. Drum: „Früher oder später muß Konstantinopel doch uns gehören, und wenn auch erst im nächsten Jahrhundert.“

Doch der Weg zu diesem Ziel ist der Krieg, dies Unglück und Übel, diese Gefahr der Vertierung. Aber die Selbstaufopferung für eine hochherzige Idee darf nicht verglichen werden mit dem Krieg, der dem „ewig tierischen Instinkt der Völker“ entspringt, dem Trieb nach Macht und Besitz. Und Rußland wird die Macht nicht missbrauchen, die der Kampf für die Orthodoxie als Dreingabe bringen wird. Die europäischen Völker würden es tun, Rußland ist die Ausnahme. „Fragt nur die russischen Soldaten: sie ziehen aus, um Christus zu dienen; keiner denkt an Eroberungen. . . . Rußlands Krieg ist ein Schritt zur Erreichung des ewigen Friedens.“

Wie hat Dostojewskij doch die treibenden politischen Kräfte verkannt! Wie herzlich hat er an die moralische Camouflierung geglaubt, er und die Millionen des russischen Volkes! Krieg ist eben doch nur als Notwehr gegen tatsächlich eingeleiteten ungerechten Angriff zu rechtfertigen. Und selbst dem gerechten Krieg ist nirgends der siegreiche Ausgang gewährleistet. Das Spiel mit alttestamentlichen Verheißungen ist ein Mißbrauch, der nicht scharf genug verurteilt werden kann.

Die Kunst aber sollte sich nie in den Dienst der halben Wahrheiten und halben Lügen der Zeitgeschichte stellen. Dyrif sollte sich nie zu gereimter Kriegsrhetorik erniedrigen.

3. Karl Nögel hat 20 Jahre unter dem russischen Volk gelebt, er hat auch ein Werk über den russischen und den deutschen Geist geschrieben. Man darf also darauf bauen, daß er Solowiews Gedanken über Krieg und nationale Frage sinngetreu verdeutschte hat.

Eine warm geschriebene Skizze über Solowiews Leben leitet das Werkchen ein. Wladimir Solowiew (vgl. diese Zeitschrift LXXII [1910] 136—140) ist Rußlands größter Philosoph. Dazu Dichter, und mehr noch: ein Mann, der mit seinem opfermütigen Streben nach Verwirklichung des christlichen Ideals etwas vom hl. Franz von Assisi an sich hat. Seine Lebensaufgabe sah er in der Versöhnung des russischen Geistes, dessen mächtigsten Ausdruck er im Reli-

gißten fand, mit westeuropäischer Philosophie und Wissenschaft. Die Professur an der Petersburger Universität opferte er seinen Überzeugungen, die ihn 1896 in die katholische Kirche führten. Von diesem Schritt berichtet R. Nöbel nicht. Solowiew starb 1900, kaum 47 Jahre alt.

Es dürfte eine irrige Auffassung sein, wenn die Einleitung die Gedanken des Dichterphilosophen über Gott und Menschheit als einen Traum hinstellt, wie ihn der Reine und Gerechte träumt, ein künstlerisches Gestalten, dessen einzige werbende Kraft in seiner Schönheit besteht. Keine andere Gewißheit gebe uns ja Gott von seinem Wesen und Wirken als die nur in traumhafter Gestaltung zu erfassende. — Hier trägt der Übersetzer eine Steppis in die Gedankenwelt des russischen Philosophen, die dieser schon in jungen Jahren überwunden hatte.

Eine dreibändige Auswahl aus Solowiews Werken erschien von Harry Röhler übersetzt bei Diederichs (Zena). Röhler bietet zwei Stücke aus der „Rechtfertigung des Guten“. Das erste sucht den Gegensatz zwischen nationalistischer und kosmopolitischer Gesinnung aufzulösen. Philosophische und geschichtliche Erwägungen führen zu dem Ergebnis, daß sich Liebe zum eigenen Volk mit der zu allen Menschen, auch den Angehörigen anderer Völker wohl vereinen lasse. Die Liebe zum eigenen Volke wünscht diesem wahre Güter zu verschaffen, also in erster Linie geistige, sittliche, dann auch materielle, aber nur unter der Voraussetzung, daß sie dem sittlichen Endziel untergeordnet sind. Somit ist Gleichgültigkeit oder gar raubsüchtige Feindseligkeit gegen andere Nationalitäten keine Forderung des Patriotismus. Im Gegenteil sollen die Errungenschaften der einzelnen Nationen in den Dienst der Weltkultur treten. Darin also besteht die Vereinigung von Nationalem und Kosmopolitischem, daß das einzelne Volk Kulturwerte hervorbringt, die ihrem Ursprung und ihrer Form nach national, aber ihrem Inhalt und ihrer weiteren Bestimmung nach universal sind. — Von kosmopolitischen Erwägungen her kommt Solowiew zu folgender Formulierung: Liebe alle andern Völker wie dein eigenes! Nationale Feindschaft nennt er eine zoologische Tatsache, wie Menschenfresserei es ist.

Trotz dieser weitherzigen Auffassung des Patriotismus ist ihm der Krieg nicht einfachhin Sinnlosigkeit. Wohl ist der Krieg etwas Anormales, er ist vom Übel, er ist Teil einer Krankheit. Oft ist er aber nur Reaktion des Staatsorganismus gegen eingedrungene Schädlichkeiten. Krieg kann somit unerlässlich und nützlich sein, gerade wie bei gewissen Störungen des leiblichen Organismus Krankheitserscheinungen wie Hitze und Erbrechen unerlässlich und nützlich sind.

Einen weiteren, historischen Sinn des Krieges findet Solowiew darin, daß er immer größere Gemeinwesen schafft, innerhalb deren der Friede als normaler Zustand gehegt wird. Das halb unbewußte Streben der Weltreiche sei immer gewesen, der Welt den Frieden zu geben, alle Völker in einem Friedensreich zu vereinen. Die Kriege des Altertums erweiterten tatsächlich den Bereich des Friedens, bis die pax Romana die ganze damalige Kulturwelt in einer politischen Einheit zusammenfaßte. Die moderne Entwicklung habe aus der Kulturmenscheit ein wirtschaftliches Ganze gemacht, das tatsächlich, wenn auch unwillkürlich,

ein gemeinsames Leben führe. Einen letzten Kampf, einen Weltkrieg, sieht Solowiew in nicht zu ferner Zukunft, in dem die gelbe Rasse und die europäischen Völker um die Weltherrschaft ringen werden. Der Ausgang dieses letzten Krieges wird der ganzen Welt den politisch-wirtschaftlichen Frieden geben. Hat sich dann das Ungenügende dieser bloß äußeren Einheit fühlbar gemacht, so kommt die Zeit der Vergeistigung, der Verwirklichung eines Reiches der Wahrheit und des ewigen Friedens.

Die Meinungen Solowiews über die sittliche Stellungnahme des Einzelnen zum Kriege enthalten viel Unklares und Falsches. Immerhin springt schließlich der richtige Gedanke heraus, daß der Einzelne, der des staatlich organisierten Vaterlandes zur Verwirklichung des sittlichen Ideals bedarf, auch verpflichtet ist, den zur Notwehr genötigten Staat mit der Waffe in der Hand zu schützen. Er kommt zu der Folgerung: Keine Lasten und Gefahren des „Militarismus“ sprechen gegen die Notwendigkeit, eine bewaffnete Macht zu halten.

Sigmund Stang S. J.